STANDPUNKT

SCHRIFTENREIHE DES EVANGELISCHEN BUNDES ÖSTERREICH

■ In Krisenzeiten

Glauben und Vertrauen
Digitale Kirche geht viral
Wozu ich fähig bin

EVANGELISCHER
BUND
ÖSTERREICH

HEFT 240/2020

Liebe Mitglieder und Freunde des Evangelischen Bundes,

die vor Ihnen liegende Ausgabe des Standpunkt führt mit vier Beiträgen in die Thematik „In Krisenzeiten“ ein. In welcher Situation der Corona-Krise wir sind, wenn das Heft in Ihren Händen liegt, lässt sich mit Redaktionsschluss natürlich nicht erahnen.

„Die Hoffnung stirbt zuletzt“ ist ein Satz der Resignation. Besser ist, so schreibt Christoph Weist in seinem Beitrag „Glauben und Vertrauen in Krisenzeiten“: „Die Hoffnung hofft wider alle Hoffnung. Es ist eine Hoffnung nicht auf das, was man sieht, sondern auf das, ‚was wir nicht sehen‘“. Während der Corona-Krise verstärkt zum Lesen kam ebenfalls unser Vorstandsmitglied Karl-Reinhart Trauner. Er beschäftigt sich in seiner Bibelarbeit zu Psalm 91 mit Martin Luther und den Pestepidemien dieser Zeit. Und einer Reflektion über die digitale Kirche in und nach der Corona-Krise stellt sich ein weiteres Mitglied unseres Vorstands, Elizabeth Morgan. Sie schreibt aus ihrer Erfahrung als „wahrscheinlich einer der ersten Digital Natives in Österreich“. Weiters fragt Psychologe Stefan Rakowsky in seinem Beitrag nach, wozu Menschen in der Lage sind. Menschen wie Sie und ich – in passenden Situationen zu unvorstellbaren Taten fähig.

An dieser Stelle möchte ich nicht nur Ihnen für Ihre Unterstützung danken, sondern auch unserem Vorstand, der engagiert den Bund durch die Zeit führt. 25-Jahr-Jubiläum feiern im November Karl-Reinhart Trauner und Bernd Zimmermann; Christoph Weist ist seit 37 Jahren im Vorstand. Klaus Flack, Schriftführer des Evangelischen Bundes in Österreich, ist nächstes Jahr 55 Jahre im Vorstand vertreten und beschreibt in dieser Ausgabe seine Erfahrungen. Ein herzliches „Vergelt’s Gott!“

Nachrichten aus dem In- und Ausland geben wie immer einen Überblick über die kirchlichen und ökumenischen Entwicklungen der letzten Monate.

Bleiben Sie dem Evangelischen Bund verbunden!

Ihre

Pfarrerin Dr. Birgit Lusche, Obfrau

Inhaltsverzeichnis

„Damit wir unser Vertrauen nicht auf uns selbst setzen“ –
Glauben und Vertrauen in Krisenzeiten 3
von Christoph Weist

„Er errettet dich ...“ – Bibelarbeit über Psalm 91 8
von Karl-Reinhart Trauner

Digitale Kirche geht viral –
Das Aufkommen des „Mittagsgebets“ der Evangelischen Kirche in
Österreich und anderer Online-Angebote während der Corona-Krise 12
von Elizabeth Morgan-Bukovics

Der brutale Mord an George Floyd – wäre auch ich dazu fähig? 19
von Stefan Rakowsky

Klaus Flack, Vorstandsmitglied im Evangelischen Bund
seit Oktober 1966 24

Nachrichten über den Protestantismus aus aller Welt
Österreich 26
Ausland 31

Medieninhaber und Herausgeber: Evangelischer Bund in Österreich; Redaktion: Pfarrerin Dr. Birgit Lusche; alle: 1030 Wien, Ungargasse 9, Tel. 01/712 54 61. Hersteller: Evangelischer Presseverband in Österreich. Verlags- und Herstellungsort: Wien. Erscheint in der Regel viermal im Jahr. Preis pro Heft € 3,–; Jahresabonnement € 10,–; für Mitglieder im Mitgliedsbeitrag enthalten. IBAN: AT13 3200 0000 0747 5445, BIC: RLNWATWW, Evangelischer Bund in Österreich

„Standpunkt“ bringt Aufsätze zu konfessionskundlichen Fragen und Nachrichten aus dem Protestantismus in aller Welt und der Ökumene, das Martin-Luther-Heft Ergebnisse der Lutherforschung.

Der Evangelische Bund in Österreich ist ein freier Zusammenschluss verantwortungsbewusster evangelischer Christinnen und Christen. Obfrau: Pfarrerin Dr. Birgit Lusche

„Damit wir unser Vertrauen nicht auf uns selbst setzen“

Glauben und Vertrauen in Krisenzeiten

von Christoph Weist

„Lichter der Hoffnung“ ist die Überschrift über die Aktion, in der österreichische Kirchen in der Corona-Krise zum gemeinsamen Gebet aufgerufen haben. Die Angehörigen aller Konfessionen wurden dabei eingeladen, täglich um 20 Uhr eine Kerze anzuzünden, sie ins Fenster zu stellen und das Vaterunser zu beten. Auch Podcasts, Streams, Videos, regelmäßige Mittagsgebete auf YouTube, alles, was die zahlreichen entfallenen Festtags- und Sonntagsgottesdienste ersetzen sollte, hatte ein Thema: Nur Glaube und Vertrauen können es sein, die den Menschen in der Zeit der COVID-19-Pandemie Halt und ein Ziel geben können.

Ein beeindruckendes seelsorgerliches Engagement, für das man nur dankbar sein kann. Wenn es auch manchem als gutgemeinter, aber „frommer“ Appell erschienen sein mag, der praktisch wenig weiterhilft. Denn was soll das bedeuten: Vertrauen, wenn rundherum die gewohnten Sicherheiten wegbrechen, wenn von Politikern an einem Tag Regeln und Anordnungen erlassen werden, die anderntags umgedeutet oder zurückgenommen werden, wenn immer neue Zahlen herumschwirren, die Nicht-Statistiker oder Nicht-Virologen nicht einordnen können, die aber je nach politischen Zielen interpretiert werden?

Eines vorweg: Auch wenn gelegentlich der gegenteilige Eindruck erweckt wurde – es war kein Krieg! Ja, Menschen sind gestorben, das Leben vieler Familien wurde durch Homeoffice und Homelearning erschwert, Arbeitsplätze gerieten in Gefahr oder fielen ganz weg, private und geschäftliche Existenzen wurden erschüttert, zwischenmenschliche Kontakte haben gelitten, Angst kam auf – und wurde manchmal noch geschürt.

Schon die alten Philosophen

Doch niemand musste unter Bombenhagel um sein Leben und das seiner Angehörigen und Freunde zittern, niemand wurde gewaltsam aus seiner Wohnung, seinem Haus oder seiner Heimat vertrieben, niemand litt Hunger, Kinder mussten nicht ihre Eltern, Eltern nicht ihre Kinder suchen. Auch wenn die wirtschaftlichen Auswirkungen und die Folgen der Krise für jeden Einzelnen noch längst nicht absehbar sind, in Österreich jedenfalls waren sie überschaubar. Daher ist auch hier angebracht, was der evangelische Sozialethiker Martin Honecker einmal geschrieben hat: Es bedarf „der ermutigenden Kraft der Hoffnung und eines Vertrauens, des Glaubens, der das Vorhandene transzendiert".

Was es mit dem Wort Vertrauen auf sich hat, hat die Menschheit in ihrer Geschichte immer wieder beschäftigt. Die dem russischen Revolutionär Lenin zugeschriebene Regel „Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser" kommt leicht von den Lippen, gründet sich aber nur scheinbar auf praktische Erfahrung. Dass ohne Vertrauen keine Gesellschaft funktioniert, wussten schon die alten Römer. Der Politiker und Philosoph Marcus Tullius Cicero (gest. 43 v.Chr.) meinte, zum Vertrauen gehöre ein zuversichtliches Selbstvertrauen. Und Immanuel Kant, auch wenn man ihn den kritisch „alles Zermalmenden" genannt hat, hat in seiner Schrift „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" ähnliche Gedanken mit dem christlichen Glauben in Verbindung gebracht. Er beschreibt – in seiner etwas umständlichen Art – einen Menschen, der sich „im praktischen Glauben an den Sohn Gottes" seiner „moralischen Gesinnung" bewusst ist. Und zwar so, „dass er glauben und auf sich gegründetes Vertrauen setzen kann, er würde unter ähnlichen Versuchungen und Leiden (…) dem Urbilde der Menschheit (für Kant der Sohn Gottes) unwandelbar anhängig, und seinem Beispiele in treuer Nachfolge ähnlich bleiben". Gemeint ist: Ein Mensch, dessen Vertrauen in seinen eigenen Glauben so gefestigt ist, dass er auch in Versuchungen und Leiden, wie sie auch der Gottessohn auf sich genommen hat, an diesem Gottessohn festhalten und seinem Beispiel folgen könnte, wäre, so Kant, „des göttlichen Wohlgefallens nicht unwürdig".

Die radikale Antwort

Kant schrieb von einem „auf sich", also auf den Menschen selbst gegründeten Vertrauen. Ein Zeltmacher aus der Mittelmeerstadt Tarsus war

da radikaler. Am Anfang seines zweiten Briefes an die Christengemeinde von Korinth berichtet der Apostel Paulus sehr konkret von einer Krise, die er in Ephesus durchzumachen hatte: „Denn wir wollen euch, Brüder und Schwestern, nicht verschweigen die Bedrängnis, die uns in der Provinz Asia widerfahren ist, da wir über die Maßen beschwert waren und über unsere Kraft, sodass wir auch am Leben verzagten; und wir dachten bei uns selbst, zum Tode verurteilt zu sein. Das geschah aber, damit wir unser Vertrauen nicht auf uns selbst setzten, sondern auf Gott, der die Toten auferweckt, der uns aus solcher Todesnot errettet hat und erretten wird. Auf ihn hoffen wir, er werde uns auch hinfort erretten." (2.Kor 1,8-10)

Es ist nicht klar, was unter der „Bedrängnis" in der römischen Provinz Asia, deren Hauptstadt Ephesus war, zu verstehen ist: eine gefährliche Auseinandersetzung mit der Staatsgewalt, eine lebensbedrohliche Krankheit? Wichtig ist, was diese Sätze von aller Philosophie und allen sozialpolitischen Erwägungen unterscheidet: „... damit wir unser Vertrauen nicht auf uns selbst setzten, sondern auf Gott, der die Toten auferweckt".

Gegen Widerstände

Es bedeutet eine große Schwelle, die Selbstbezogenheit auf unsere Fähigkeiten, Möglichkeiten und Chancen zu überwinden. Vertrauen kann sich nicht – wie Cicero und Kant es sahen – auf sich selbst richten, es würde im Kreis gehen. In seinen wenigen Sätzen bringt Paulus auf den Punkt, was christlichen Glauben in seiner langen Geschichte wie auch in der Gegenwart des einzelnen Menschenlebens ausmacht: Glauben ist ein anderes Wort für Vertrauen. Und zwar für ein unbedingtes Vertrauen auf Gott, den Schöpfer der Welt, der sich in dem gekreuzigten und auferstandenen Jesus Christus der Welt gezeigt hat. Das heißt aber auch: Wirksam ist Vertrauen vor allem angesichts von Problemen, Widerständen und Krisen. So wie Paulus es gesehen und gelebt hat, ist glaubendes Vertrauen eine Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit dieser Welt und ihren Widerständen. Dafür steht das Kreuz Christi, dessen Aussage gerade heute immer öfter in Frage gestellt wird. In dieser Darstellung eines gefoltert Sterbenden verdichtet sich die Krise der ganzen Welt. Und eben daran knüpft sich das Vertrauen.

Wo hat nun dieser Glaube, der ein unbedingtes Vertrauen ist, seinen Grund, wo ist er festzumachen? Warum soll er in einer krisenhaften Situation

Menschen, die einsam, mutlos, hilflos, vielleicht sogar wütend sind, durchhelfen? Lässt sich hier irgend etwas mit vernünftigen Argumenten beweisen?

Die Reformatoren haben daran festgehalten: Gottesbeweise, ob sie möglich sind oder nicht, sind unwichtig. Der Grund des Vertrauens auf Gott, so widersinnig es klingen mag, ist Gott selbst!

Das Pärchen aus dem dritten Stock

Diese Argumentation dreht sich keineswegs im Kreis. Denn es gibt da noch etwas anderes. Der Wiener Professor für Systematische Theologie Ulrich H.J. Körtner (auch ein Autor in der Schriftenreihe „Standpunkt") hat es unter Berufung auf Martin Luther so formuliert: Der Glaube ist „beständig auf das ihn ins Sein rufende Wort, d.h. auf Gott als seinen externen Grund angewiesen". Immer neu muss das von außen zugesprochene Wort, das Evangelium, Glauben ins Dasein rufen und Vertrauen aufbauen.

Das ist es, was die vielen seelsorgerlichen Aktionen im persönlichen Umfeld und in den Medien in den Wochen und Monaten der Pandemie-Krise versucht haben: die Botschaft des Glaubens den irritierten Menschen extern, d.h. „von außen" zuzusprechen und damit das „vernünftig" zu verwirklichen, was nach Paulus und seinem berühmten „Hohen Lied" (1.Kor 13,3) zum unbedingten Vertrauen, d.h. *Glauben*, gehört: *die Liebe und die Hoffnung*.

Die *Liebe* ist „die größte unter ihnen". Denn es ist nichts anderes als Gottes Liebe, die allem vorausliegt, was Menschen untereinander und füreinander tun. Es ist eine Liebe, die sich in der Liebe der Menschen untereinander zeigt, auch wenn sie darin nicht aufgeht. Sie zeigt sich in den Telefanrufen von auch entfernten Familienmitgliedern und Bekannten: „Wir wollten nur mal wissen, wie es euch geht." Sie zeigt sich in dem Zettel, den das junge Pärchen aus dem dritten Stock in den Lift des Mehrparteienhauses geklebt hat: „Melden Sie sich, wenn wir für Sie einkaufen gehen sollen!" Sie zeigt sich in Gesprächen voll herzlicher Zuwendung zwischen Alt und Jung durch den Mund- und Nasen-Schutz hindurch. Und sie zeigt sich in den Spitälern bei ÄrztInnen und PflegerInnen im manchmal verzweifelten Kampf um die Gesundheit und das Leben der ihnen Anvertrauten.

Der bessere Satz

Das sind keine Kleinigkeiten. Es sind Zeichen der *Hoffnung*, jener Hoffnung, deren Symbol die Kerze im Fenster ist. Innerhalb der drei Begriffe des Paulus öffnet sie die Dimension der Zukunft. Hoffnung richtet sich nach vorn, und zwar nicht nur nach dem Ende der Bedrängnis, sondern – streng theologisch gesprochen – nach der endzeitlichen Erfüllung der umfassenden Zusage der Liebe Gottes für die ganze Welt. Wie der Glaube und das Vertrauen, so bleibt auch die Hoffnung nicht ohne Widerstände. Doch auch sie ist dort am stärksten, wo es den Anschein hat, dass es nichts mehr zu hoffen gibt. „Die Hoffnung stirbt zuletzt" ist ein Satz der Resignation. Besser ist: „Die Hoffnung hofft wider alle Hoffnung". Es ist eine Hoffnung nicht auf das, was man sieht, sondern auf das, „was wir nicht sehen" (Röm 8,25).

Niemand weiß, ob bzw. wann die Krise in unserem Land und in anderen Ländern der Welt vorüber ist. Dennoch ist Vertrauen, das sich auf Gottes Zuspruch gründet, kein leeres Wort und kein notdürftiger Trost. Vertrauen wird Bestätigung finden in sehr unterschiedlicher Weise in den Erfahrungen sehr unterschiedlicher Menschen. Begonnen hat es schon, und es wird gut enden.

Zum Autor:
Dr. Christoph Weist war Pfarrer in Wien und im Burgenland, langjähriger Leiter des Amtes für Hörfunk und Fernsehen der Evangelischen Kirche und Chefredakteur der Evangelischen Zeitung SAAT. Er ist Obfrau-Stellvertreter des Evangelischen Bundes Österreich und lebt im Ruhestand im Burgenland.

„Er errettet dich …“

Bibelarbeit über Psalm 91

von Karl-Reinhart Trauner

Psalm 91: Unter Gottes Schutz

1 Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt
und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt,
2 der spricht zu dem Herrn: / Meine Zuversicht und meine Burg,
mein Gott, auf den ich hoffe.
3 Denn er errettet dich vom Strick des Jägers
und von der verderblichen Pest.
4 Er wird dich mit seinen Fittichen decken, / und Zuflucht wirst du haben unter seinen Flügeln.
Seine Wahrheit ist Schirm und Schild, …

Viele Menschen haben in der erzwungenen Auszeit wegen der Corona-Krise vermehrt Zeit zum Lesen gehabt. Auch ich habe das getan und mich wieder einmal etwas mit Luther beschäftigt.

Martin Luther erlebte insgesamt fünf Pestepidemien, drei davon direkt. Viele flohen aus der Stadt, und die Universität stellte in Wittenberg mehrfach für einige Monate den Lehrbetrieb ein. Bessergestellte Bürger hatten über ein Rohrsystem einen eigenen Wasseranschluss und mussten nicht, wie die normalen Bewohner, aus den Stadtbächen das Wasser schöpfen. Die Sterblichkeit war hoch; auch im Hause Luthers starben Personen, die er in der Krisenzeit aufgenommen hatte. 1542 erinnerte sich Luther bei einer seiner Tischreden an seine Erlebnisse: *„Ich bin nun drei Pestilenzen ausgestanden; bin auch bei etlichen gewesen, die sie gehabt haben … Aber es hat mir nichts geschadet, Gottlob!“*

Luther hatte angesichts der Pest den Gedanken, den Psalm 91 auf diese konkrete Situation hin auszulegen; und er bezieht sich dabei ausdrücklich auf

eine jüdische Tradition: *„Es gefällt mir wohl von den Juden, daß sie den Psalm 91 … auf die Pestilenz beziehen."* Diese Bemerkung ist ohne Hintergrundwissen nicht verständlich. Die Vulgata – die lateinische Bibel, die Luther im Kopf hatte – übersetzt den Vers 3 mit *„Er [Gott] errettet mich … vor einem harten Wort"*. Sie folgt dabei dem griechischen Text des Alten Testaments, der Septuagina. Im hebräischen Text steht hier jedoch nicht „Wort", sondern „Pest"; die beiden Worte sind sich im Hebräischen sehr ähnlich. Der Vers 3 lautet also hier *„... vor der verderblichen Pest"*.

Schon im Mittelalter wurde von jüdischen Theologen, die den hebräischen Text benutzten (und verstanden), der Psalm auf die Pest bezogen. Luther, der in seiner Übersetzung auf den Urtext zurückgriff, übersetzte dementsprechend in seiner Bibelübersetzung den Vers richtig – und kam damit seinem Wunsch entgegen, ihn auf die Pestilenz, die er und seine Zeitgenossen immer wieder erleben mussten, beziehen zu können. In der Lutherbibel des Jahres 1545 lautet der Vers 3 des 91. Psalms: *„Denn er errettet mich vom strick des Jegers / Vnd von der schedlichen Pestilentz."* Der Alttestamentler Artur Weiser verweist auf die besondere Rolle des Psalms: „Neben Ps. 46 ist Ps. 91 das eindrücklichste Zeugnis im Psalter von der Kraft des Gottesvertrauens." Darum ging es Luther, und um nichts anderes!

Vom Reformator ist auch eine Schrift vorhanden, die direkt Bezug auf die Pest nimmt. Angesichts des großen Sterbens 1527 verfasste der Reformator diese interessante Schrift; sie ist kurz, nur zwölf Blatt: „Ob man vor dem Sterben fliehen möge". Luther dokumentiert in dieser Schrift sein Verständnis dafür, dass Menschen in einer solchen tristen Lage wie der Pest Wittenberg verlassen und damit dem Sterben entfliehen wollen; auch wenn er es in einem gewissen Sinn zunächst für Schwachheit hält. *„Daß aber den Tod fliehen an sich nicht unrecht sei, beweisen genügend die Beispiele der Schrift: Abraham war ein großer Heiliger; dennoch fürchtete er den Tod und floh ihn, mit dem Vorwand, daß er sein Weib Sara seine Schwester nannte* [Gen. 12,12ff.]." Wichtig ist, dass ein Sich-Entfernen „ohne seines Nächsten Nachteil oder Vernachlässigung" geschieht, deshalb *„wird's … für keine Sünde gerechnet"*. Freilich haben nach Luthers Ansicht Träger des öffentlichen Lebens erhöhte Verantwortung. Seiner Meinung nach sind *„alle die, welche in weltlichen Ämtern sind, wie Bürgermeister und Richter und dergleichen, schuldig zu bleiben"*. Das gilt auch für Geistliche. Die Begründung ist seelsorgerlich: *„Denn im Sterben bedarf man des geistlichen Amtes am allerhöchsten, das da mit Gottes Wort und Sakrament die Gewissen stärke und tröste …"*

Die Seelsorge ist eine verantwortliche Aufgabe, der ein Seelsorger nachzukommen hat. Es ist indes wertlos, wenn ein Seelsorger sich aufopfert und dann keine Seelsorge mehr betreiben kann, weil er selber krank geworden ist und die ihm Anvertrauten alleine dastehen. Gerade weil er eine höhere Verantwortung hat, soll und muss er verantwortungsvoll handeln. Der Mensch soll sich nicht vorsätzlich der Krankheit aussetzen, denn das hieße auch, den Herrn zu versuchen. Wie in vielen Krisenfällen stellte sich auch 1527 die Theodizeefrage; und es verband sich damit die Einschätzung, dass eine Epidemie – wie jede fatale Krankheit –, dass *„das Sterben eine Strafe Gottes ist, uns um unserer Sünde willen zugeschickt"*. Eine zwar verständliche, aber müßige Überlegung, für die es letztlich keine Lösung gibt.

Dass Menschen in schwierigen, gar aussichtslos scheinenden Lagen nach Hilfe suchen und jede sich anbietende Hilfe in Anspruch nehmen, ist nachvollziehbar. Mir ist zwar nicht der Psalm 91, aber der Psalm 90 in einem solchen Zusammenhang schon an anderer Stelle begegnet. Hermann Selle – er war der Sohn des Gröbminger Pfarrers Friedrich Selle und Student der Philosophie sowie Theologie – berichtet angesichts seiner traumatischen Erlebnisse während des Ersten Weltkriegs, dass er auf seine Deckung ein „90" schrieb; „das heißt Psalm 90. Den les ich jetzt oft." Hermann Selle verband mit der Inschrift also die gewissermaßen magische Vorstellung, dass die Inschrift ihn schützen würde. Sie war indes kraftlos: 1916 fiel er.

Luther gab seinen Plan, den Psalm 91 als Pestpsalm zu verbreiten, aus genau diesen Gründen auf. *„Ich wollte ihn [den Psalm 91] wohl fein darauf gedeutet haben, aber ich war besorgt, daß man den Psalm hernach würde gebetet haben gegen die Pestilenz."* Luther kennt nämlich Ähnliches schon mit dem Johannesevangelium: Das würde gegen Donner und Blitzschlag eingesetzt. Jene Menschen, die das Johannesevangelium gelesen hätten, wären geschützt; jene, die es nicht gelesen hätten, würden vom Blitz erschlagen. Das nennt Luther *„Abgötterei"*. Und launig macht er sich über solchen Aberglauben lustig: *„Aber jener Bauer war noch besser: wenn ein Wetter kam und ein Donnerschlag geschah, machte er vier Kreuze und sagte: Matthäus, Markus, Pilatus, Herodes; die vier Evangelisten helfen mir!"* Luther erzählte dann auch noch eine andere Geschichte, wo jemand trotz des Lesens des Johannesevangeliums bei einem Gewitter zu Tode kommt.

Auch wenn der Zugang im XVI. Jahrhundert offenbar etwas derber war als heute, so ist dennoch die Moral der Geschichten klar: Es gibt kein Zau-

bermittel gegen Krankheiten oder die Pest. Man kann sich schützen, und man soll sich schützen, aber der Mensch denkt, der Herr aber lenkt … (Spr. 16,9).

Luther sagt 1527 in seinem Büchlein „Ob man vor dem Sterben fliehen möge“: der Mensch soll, wenn er krank wird, dies *„geduldig in rechtem, festem Glauben“* ertragen. Das ist nicht fatalistisch gemeint, sondern wiederum seelsorgerlich. Der Mensch kann sich bei Gott geborgen wissen, das ist die Grundbotschaft jeder Verkündigung. Der Psalm 91 beginnt nicht umsonst mit einer Verheißung: *„Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt / und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, / der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg, / mein Gott, auf den ich hoffe.“* (V. 1f.)

„Die allgemeine, im liturgischen Stil gehaltene Verheißung am Anfang [des Psalms] schlägt den Grundton des ganzen Psalms an und sichert dem Gottes Schutz zu, der mit dem Vertrauensbekenntnis […bei Gott] *Schutz sucht.“*

Wir sind immer in Gottes Hand; in guten wie in schlechten Tagen. Wieder Luther 1527: *„Herr, in deiner Hand bin ich, … dein Wille geschehe. Denn ich bin deine arme Kreatur ...“ Deshalb sollen wir „wider alle Übel bitten und uns auch davor hüten, wie wir können …“*

Der eingangs mehrfach angesprochene Vers 3 des 91. Psalms bringt eine Wendung des Stils: *„Denn Er* [Gott] *errettet dich vom Strick des Jägers / und von der verderblichen Pest.“* „Die Wendung … zur direkten Anrede ist bezeichnend. … Mit ausgestrecktem Finger weist der Psalm … auf Gott: ‚Er ist's, der dich rettet.‘ Nur weil Gott Gott ist, darum ist ihm gegenüber überhaupt restloses Vertrauen möglich und sinnvoll. … Selbst wenn man hilflos dem Verderben preisgegeben ist …, vermag der zu helfen, der selber größer ist als alle Not.“ (Weiser)

Zum Autor:
Karl-Reinhart Trauner, Dr. theol., Dr. phil., Privatdozent für Kirchengeschichte an der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Wien, hauptberuflich Militärsuperintendent, Vorstandsmitglied des Evangelischen Bundes in Österreich und der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich

Digitale Kirche geht viral

Das Aufkommen des „Mittagsgebets“ der Evangelischen Kirche in Österreich und anderer Online-Angebote während der Corona-Krise

von Elizabeth Morgan-Bukovics

Seit einigen Jahren sind die Spuren der größten Medienrevolution seit dem Buchdruck in der Kirche immer deutlicher geworden: der Digitalisierung. Mit dem „Web 2.0“ ist eine neue, bisher gänzlich unbekannte Dimension dazugekommen. Wenn gewünscht, ist es möglich, in Echtzeit miteinander zu interagieren. Dies hat Folgen für unser Verständnis von Kirche.

Aufgrund der Corona-Krise haben sich die Entwicklungen auf diesem Gebiet beschleunigt. In Österreich entstanden spezifische Angebote der „digitalen Kirche“, welche auf diese Weise einer breiteren Öffentlichkeit bekannt wurde. Hier gehe ich auf das Mittagsgebet der Evangelischen Kirche in Österreich ein.

1 Digitale Kirche als soziales System

„Ekklesiologie“, die Lehre der Kirche, wird über das griechische Wort für Kirche, Gemeinde (ekklesia) auf die hebräische Wurzel „QHL“ zurückgeführt –Versammlung, Zusammenruf aller Männer. Eine Versammlung ist zunächst etwas *Soziales*. Somit ist das Soziale, Gemeinschaftliche an der Kirche wichtig.

QHL klingt ähnlich wie das englische Wort „call“ (Ruf). Ich konnte nicht herausfinden, ob diese Wörter der Herkunft nach zusammengehören. Jedenfalls ist das eine gute Eselsbrücke, um an ein mir wichtiges Element der Ekkle-

siologie zu denken, nämlich den Missionsbefehl. Vor das Gebot zu taufen und zu lehren stellt der Missionsbefehl: „Geht hin zu *allen Völkern*“ (Mt 28,19).

Das Pfingstwunder erzählt davon, dass der Heilige Geist ausgegossen wird, was zur Folge hat, dass die Menschen verschiedener Völker mit ihren unterschiedlichen Sprachen andere plötzlich so verstehen, als ob jemand ihre Muttersprache spricht. Martin Luther prägte den Ausspruch „dem Volk auf's Maul schauen“, was nichts anderes heißt als sich auf eine Weise auszudrücken, die für andere im Alltag verständlich ist. Nicht bloß „Kirchensprech“.

In unserer globalisierten und differenzierten Welt verstehe ich „Volk“ *nicht mehr bloß ethnisch*. Zu den Volkszugehörigkeiten, die bei der Pfingstgeschichte aufgezählt werden – Parther, Meder, Juden, Römer etc. (Apg 2,9ff) – kommen noch andere soziologische „Völker“, *soziale* Gruppen mit ihren eigenen Regeln und ihrer eigenen Sprache. Wir alle sind Teil vieler sozialer Systeme: Männer, Frauen, Single, in Großfamilie lebend, Familie Huber aus Hintertupfing, 2B-Klasse des BRG Beispielstadt, Digital Natives, Computerskeptiker und so weiter. Die Evangelische Kirche in Österreich, jede einzelne evangelische Pfarrgemeinde, auch der Chor oder der Frauenkreis einer Pfarrgemeinde ist ein soziales System.

Für mich sind Gruppen, die sich auf Social Media-Plattformen zusammenfinden, eigene soziale Systeme mit eigenen Regeln und eigener Sprache. Ich erlebe auch online Gemeinschaft. Insbesondere soziale Medien, Messengerdienste und Videoplattformen mit Kommentar- und Messengerfunktion bieten soziale Interaktionsmöglichkeiten. Sie ermöglichen Gemeinschaft über geografische Entfernungen hinweg oder auch zwischen Personen, die sich eher in unterschiedlichen sozialen Systemen bewegen. Daher muss ich den Personen widersprechen, die schreiben: „Digitale Medien […] fügen auf Dauer der Gemeinschaftsfähigkeit der Menschen Schaden zu.“

Was nicht funktioniert wie früher, ist, dass Menschen zu einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit anwesend sind und es auch bleiben, wenn sie mit der Qualität des Vorfindlichen nicht zu einem hohen Grad zufrieden sind. Orte und Zeiten sind individueller geworden. Auch ist es aufgrund der Fülle an verschiedenen Angeboten leichter möglich auszuwählen, was mich *anspricht*, also meine Sprache spricht, sodass ich es verstehe und etwas damit anfangen kann.

2 Digital Natives und das Aufkommen kirchlicher Angebote in neuen Medien

Viele von uns jungen Pfarrerinnen und Pfarrern leben online. Zum einen treten Personen in den kirchlichen Dienst ein, die „Digital Natives“ sind. Die gängige Definition eines Digital Native lautet: eine Person, die die ersten Buchstaben nicht auf Papier geschrieben hat, sondern auf einem digitalen Endgerät, Computer, Smartphone, Tablet. Für sie ist das Digitale die „Muttersprache“ und nicht das Analoge. Andere haben die Sprache verschiedener „digitaler sozialer Systeme“ so gut gelernt, dass sie sie flüssig beherrschen. Kurzum: Hier findet ein Wechsel der Sprache statt. Und wir Jungen können gar nicht anders als uns auch mittels dieser auszudrücken.

Wenn Aufsätze oder Predigten geschrieben, Kontakt zu verschiedenen Personen hergestellt oder Veranstaltungen möglichst direkt bei verschiedenen Personen beworben werden wollen, zieht es andererseits Theologinnen und Theologen mit „digitaler Muttersprache“ berufsbedingt schnell ins Internet, weil solche Aufgaben dort für sie leicht bewältigbar ist.

Bereits vor Corona wurde die Frage immer virulenter: Wie machen wir Gott auch im Internet spürbar? Wie gehen wir unserem Missionsbefehl auch online nach, wo sich viele – wie wir selbst – Inspirationen zum Denken holen? Besonders die Unmöglichkeit gemeinsam Gottesdienst zu feiern – auch zu Ostern – führte dazu, dass viele Gemeinden Online-Angebote starteten. Mehr oder weniger erfolgreich. Auch je nach Vorwissen und Begabung. Manche fühlten sich regelrecht unter Zugzwang. Nachdem das Feiern von Gottesdiensten unter der Einhaltung von Auflagen wieder möglich wurde, wurden viele davon bald wieder eingestellt, auch mangels Zeit der Inhaltsersteller. Die Zugriffszahlen waren am Beginn hoch, wurden später geringer. Es ist die Frage, ob dies am schwindenden Interesse und Bedarf oder auch an der wiederaufkommenden zeitlichen Forderung potentieller Zuseherinnen und Zuseher lag.

3 Das „Mittagsgebet“ der Evangelischen Kirche in Österreich

Besonders erfolgreich für die Verhältnisse der Evangelischen Kirche in Österreich war in dieser Zeit das „Mittagsgebet“ der Evangelischen Kirche in Österreich. Es gab mehrere „Cluster“ an Pfarrerinnen und Pfarrern, die in

den „digitalen Medien“ zuhause sind und schon länger darüber nachdachten, Angebote für Gleichgesinnte zu schaffen. Nun war plötzlich Zeit da. Und in einer Krise möglicherweise auch Bedarf. Dem evangelischen Kirchenverständnis folgend ging die Initiative von unten nach oben: Bald war klar, dass einige Pfarrgemeinden – exemplarisch Wien-Innere Stadt – ein eigenes Online-Angebot erstellen wollten. Deutlich wurde, dass das sehr stark von den individuellen Fähigkeiten, Neigungen und technischen sowie finanziellen Mitteln der Pfarrgemeinden und ihrer Protagonistinnen abhängt.

Aufgrund persönlichen Kontakts über Social Media konnten sich noch vor dem Beginn des Lockdowns Cluster verbinden: die Innenstadtgemeinden Wien und Linz, die Superintendentur Niederösterreich mit ihrem Superintendenten Lars Müller-Marienburg und der Jugendpfarrerin Anne-Sofie Neumann sowie einzelne technikaffine Pfarrerinnen und Pfarrer im westlichen Oberösterreich. Einzelne andere waren auch beteiligt oder kamen rasch dazu. Letztendlich war das, was in den Tagen des nahenden Lockdowns passierte, ein unkontrollierter, dynamischer Prozess, der unglaublich viele Kräfte auf verschiedenen Ebenen freisetzte. Vielleicht auch, um mit der plötzlich eingetretenen, unbekannten Situation klarkommen zu können.

Da es im Lockdown schwer sein würde, Equipment zu besorgen, wurde das Konzept für das Mittagsgebet so erstellt, dass wenig Ausrüstung reichen würde: Allem voran war ein Smartphone mit integrierter Videokamera nötig. Bei den meisten kam auch ein Lavaliermikrofon dazu. Manche konnten auf Kamerapersonen, besseres Equipment zurückgreifen; andere filmten sich selbst mit Hilfe mehr oder weniger improvisierter Handyhalter. Entsprechend unterschiedlich gestalteten sich die Kameraeinstellungen und die Qualität, besonders des Tons. Das Konzept war klar: Wir machen etwas gemeinsam, das rasch organisierbar ist, sich verlässlich wiederholt, und wir wollen es gemeindeübergreifend anbieten. Mittags, immer um zwölf, sollte ein neues Video hochgeladen werden. Außer an Sonntagen, denn es war bereits klar, dass es an Sonntagen im Internet und im Fernsehen eine Fülle von Gottesdiensten geben würde.

Es kristallisierte sich ein relativ klassisch-hochkirchliches Angebot heraus: Pfarrer im Talar in der Kirche. Kein Gesang, da wir das potentiell befremdlich fanden. Eine sich wiederholende Liturgie. Etwas Vertrautes. Irgendwie dennoch Gottesdienstcharakter, aber eben kürzer als gewohnt. Dass es schwer ist, auf YouTube die Aufmerksamkeit zu halten und man deshalb kürzere Formen

bei Videos anbieten musste, wussten wir bereits vorher. Will man ein qualitätsvolles Video drehen und schneiden, so war die Regel, die uns bekannt war, dass eine Minute Video mindestens eine Stunde Arbeitszeit bedeutet, in der Regel sogar mehr. Boten wir das Ganze koordiniert österreichweit an, so würde sich die theologische Arbeitslast besser verteilen und somit rechneten wir auch mit einer größeren Chance auf gehaltvolle Beiträge. Außerdem würden wir gleich ein größeres Publikum erreichen und so das Gemeinschaftsgefühl stärken.

Zum Kern der Organisationsgruppe wurde rasch der niederösterreichische Superintendent, Lars Müller-Marienburg. Er richtete einen YouTube-Account für die Evangelische Kirche in Österreich ein, sorgte im besonderen Maß für die Vernetzung und machte sich Gedanken zu einer Liturgie und zur Gestaltung, die dann jeweils beide angepasst wurden. Sehr wichtig waren auch Lars' Schwester, die das Gesprochene stets ins Englische übersetzte, um den Gottesdienst barrierefrei anbieten zu können, sowie vor allem der Linzer Pfarrer Wolfgang Ernst, der täglich stundenlang den Videoschnitt besorgte, sowie Anne Sofie Neumann, die sich um ansprechende Titelbilder und Werbung auf verschiedenen Social Media Plattformen sowie um Pressearbeit annahm. Entscheidend um ein großes Publikum zu erreichen war auch die persönliche Werbung der einzelnen Protagonistinnen und Protagonisten.

Wir wissen, dass bei den Videopremieren um 12:00 Uhr bis zu 140 Personen live dabei waren, viele weitere sahen die Mittagsgebete später nach, oft deutlich über 1000 Personen pro Mittagsgebet – weit mehr als durchschnittlich in einen Gottesdienst kommen. Die wenigsten sahen sich kontinuierlich das ganze Video an, sondern Ausschnitte. Nadine Mund, MSc, analysierte für uns die Datenströme auf YouTube und stellte fest, dass sich hinsichtlich der Wiedergabedauer und der Bewertung der Videos weder nach Geschlecht noch Wohnort der Zusehenden ein signifikanter Unterschied ergab. Besonders viele Zuseher erreichte das Mittagsgebet in Oberösterreich und Wien, wobei verglichen mit der Anzahl der Evangelischen im Bundesland Niederösterreich besonders gut abschnitt. Das hängt sicher auch mit den Personen zusammen, die sich beim Mittagsgebet engagierten und in ihrem Kreis Werbung machten.

4 Bedenkenswertes

Lokalität und Gemeindeübergreifendes schließen einander nicht aus, sondern ergänzen sich im besten Fall. Ohne die lokale Verhaftung in den eige-

nen „sozialen Systemen“ wird ein gesamtkirchliches Angebot wenig Erfolg haben. Andererseits ist es aus Kosten-, Zeit- und Kompetenzgründen nach meinem Dafürhalten unerlässlich, dass nicht jede Gemeinde für sich versucht, ein digitales Angebot zu schaffen, sondern sich über den eigenen Kirchturm hinweg vernetzt, um ein koordiniertes, sich ergänzendes Angebot zu schaffen. Dies ist besonders für die Struktur einer Kirche, die stolz ist, „von unten nach oben“ demokratisch zu denken: Womöglich braucht es sogar von oben Angebote, um zu koordinieren. Vor allem wird es so sein, dass man vermutlich – ganz postmodern – in Netzwerken und Clustern denken muss und entsprechend auch die Organisationsform unserer Institution Kirche anpassen muss. Keine leichte Übung für menschliche Gehirne!

Kleine digitale Angebote in Ortsgemeinden können auch einen etwas „selbstgestrickten Charakter“ haben, aber sobald das Ganze größer wird, ist ein gewisser Qualitätsstandard wichtig, um sich nicht zu blamieren. Hier ist also auch in Sachen Kompetenzvermittlung ein koordiniertes Vorgehen sinnvoll. Eine große Herausforderung besteht darin, auseinanderzuhalten, was öffentliche Verkündigung ist und was private Selbstdarstellung. Das gilt schon immer – man denke an die Debatten, was sich nun für Pfarrerinnen und Pfarrer gehört. Dies verlagert sich nun ins Internet. Schon Marshall McLuhan meinte, „The medium is the message“. So ist es kaum verwunderlich, dass sich das Auftreten der Kirche auf verschiedenen Plattformen deutlich unterscheidet und dies auf verschiedenen Plattformen ein verschieden großes Problem darstellt.

Beim Entwickeln digitaler Angebote steht schnell ein Pfarrer oder eine Pfarrerin allein stellvertretend für die Evangelische Kirche da. Das birgt die Gefahr, dass sich die „Amtskirchlichkeit“ noch mehr verfestigt und das Bild der Evangelischen Kirche nach außen noch stärker von der Pfarrperson geprägt wird. Eine Kirche, in der das „Priestertum aller Gläubigen“ gilt und die sich bewusst ist, dass schon das Neue Testament von unterschiedlichen Begabungen und Ämtern spricht (1Kor 12), sollte das im Auge behalten, die Menschen ihren Begabungen entsprechend einsetzen. Insbesondere finde ich es wichtig, ehrenamtlich Engagierte entsprechend für ihren Einsatz zu honorieren und in ihrer Sichtbarkeit als Repräsentantinnen und Repräsentanten der Evangelischen Kirche zu stärken.

Ich kann nur sagen, es war für mich besonders, durch kurze Eingaben im Chatfenster zu wissen, dass auch andere sich die Videopremieren des Mittagsgebets auf YouTube ansehen, und mich so in Gemeinschaft zu wissen.

Ähnlich ging es mir mit dem Ostergruß meiner Pfarrgemeinde Timelkam, einem Zusammenschnitt von Fotos und Videos, die Gemeindemitglieder eingeschickt hatten. Oder auch wenn wir uns per SMS daran erinnerten, gleichzeitig das Vaterunser zu beten.

Wenn es nun, wie dargestellt, immer mehr „Digital Natives" gibt, dann sehen sich womöglich auch die unter Zugzwang, digitale Angebote zu setzen, die das aus verschiedenen Gründen nicht können oder wollen, etwa weil es ihnen eine Fremdsprache ist. Andererseits gibt es neben den Digital Natives und Frühergeborenen, die sich die „Digitale Sprache" flüssig angeeignet haben, Junge, Mittelalte und Alte, denen dieses soziale System fremd bleibt, die auch ein Anrecht auf geistliche Versorgung haben. Wie also die Ressourcen aufteilen? Idealerweise sollten die verschiedenen Sprachen und sozialen Systeme nicht gegeneinander ausgespielt werden. Stattdessen ist ein netzwerkartigeres, komplexes Denken gefordert, wonach Pfarrerinnen und Pfarrer, fähige, freiwillig Engagierte und sogar Pfarrgemeinden einander ergänzen und unterstützen. Die Gefahr einer Neiddebatte besteht aber real.

Zur Autorin:
Mag. Elizabeth Morgan-Bukovics, MTh, geb. 1986, ist ab September 2020 evangelische Pfarrerin in Wels und bezeichnet sich als „wahrscheinlich eine der ersten Digital Natives in Österreich". Sie ist Schriftführer-Stellvertreterin im Evangelischen Bund Österreich und war pre-doc Assistentin am Institut für Systematische Theologie und Religionswissenschaft der Universität Wien.

Besonders hinweisen und empfehlen möchten wir einen Beitrag von Univ.-Prof. Dr. DDr. h.c. Ulrich H.J. Körtner, Institut für Systematische Theologie und Religionswissenschaft, Evangelisch-Theologische Fakultät, Universität Wien:

RELIGION UND CORONA
Eine erste Zwischenbilanz aus evangelisch-theologischer Sicht

Zu lesen unter:
https://konfessionskundliches-institut.com/allgemein/religion-und-corona/

Der brutale Mord an George Floyd – wäre auch ich dazu fähig?

von Stefan Rakowsky

Im Wikipedia-Eintrag zu George Floyd steht, dass dieser in Minneapolis am 25. Mai 2020 durch eine gewaltsame Festnahme getötet wurde. Die Videoaufnahme seiner Ermordung hat weltweite Proteste angefacht, die bis dato nicht abgeebbt sind. Von den Protestierenden werden Polizeireformen gefordert, die den leidvollen strukturellen Rassismus zukünftig unterbinden sollen. Der Vorgang rund um George Floyd, der ja nur die Spitze des Eisberges darstellt, ist unglaublich tragisch. Reflexartig ruft dieser in mir, vor allem auch als Christ, die selbstberuhigenden Worte hervor: „Es ist völlig unverständlich, was da passierte! Ich wäre niemals dazu in der Lage!"

Ja, aber stimmt das? Bin ich nicht auch zu so einer schrecklichen Tat fähig? Kann ich nicht einen Menschen ermorden? Und wie steht es mit Ihnen, werte Leserinnen und Leser? Haben Sie sich diese Frage schon gestellt? Und beantworten Sie diese ebenso kategorisch wie ich?

Verstehen Sie mich nicht falsch, es geht mir nicht darum, die Polizisten, die an dieser schrecklichen Tat beteiligt waren, zu entschuldigen. Nein, diese Aufgabe der Schuldfeststellung obliegt vorerst den amerikanischen Justizbehörden. Als forensischer Psychologe ist mir allerdings klar, dass Menschen zu solch tragischen Taten fähig sind, und zwar Menschen wie Sie oder eben ich.

Schnell, vielleicht etwas übereilig, könnte man die vier Polizisten als „böse" bezeichnen. Immerhin haben diese einen Menschen ermordet – so zeigt es ja das unsägliche Filmmaterial. Sehr schnell sind wir bei der Schubladisierung, und von dort gibt es nur schwerlich ein Entrinnen. Friedrich Nietzsche meinte: „Die Leidenschaften werden böse und tückisch, wenn sie böse und tückisch betrachtet werden". Heißt das, Handlungen werden erst dann böse, wenn wir ihnen das Attribut zuschreiben? Gibt es Erklärungen für dieses Verhalten, das zum Tod eines Menschen geführt hat?

Einen ersten Hinweis liefert ein Forschungsvorhaben, welches bereits vor knapp 60 Jahren an der Yale Universität in New Haven stattgefunden hat. Stanley Milgram (1933–1984) wurde beauftragt, herauszufinden, welche Ausmaße Unterordnung annehmen kann. Dabei ging es konkret darum, die eigentliche These „The Germans are different“ zu bestätigen. Nach dem Zweiten Weltkrieg nahm man an, die Deutschen seien besonders obrigkeitshörig, weshalb das Grauen der Naziherrschaft dort seinen Anfang nahm und so eine erschütternde Dimension erreichte.

In seiner Versuchsplanung wollte Milgram nun folgende Hypothese überprüfen: „Wenn US-Amerikaner dazu aufgefordert werden, anderen Personen Schmerzen zuzufügen, dann werden sie dieser Aufforderung nicht nachkommen“. Dazu rekrutierte er 40 Männer unterschiedlicher Berufe und Alters für ein Lernexperiment. Diese Versuchspersonen sollten als Lehrer fungieren und den Lernfortschritt von anderen (vermeintlichen) Testpersonen kontrollieren. In Wirklichkeit waren die „Schüler“ Teil von Milgrams Team. Die Schüler wurden nun in einem separaten Raum ohne Sichtverbindung mit einem Apparat verbunden, der Elektroschocks abgeben konnte. Sie sollten Wortreihenfolgen erlernen. Die Lehrer, also die eigentlichen Versuchspersonen, hatten den Lernfortschritt zu kontrollieren und jede falsche Antwort mit einem Elektroschock zu bestrafen. Dabei wurde die Spannung bei jeder Falschantwort erhöht, von anfangs 15 Volt bis zu tödlichen 450 Volt.

Die Versuchspersonen waren also in dem Glauben, den Schülern jeweils Elektroschocks zu verabreichen, wobei die Schüler natürlich keine Stromstöße erhielten. Allerdings taten diese so, als würden mit Steigerung der Spannung auch die Schmerzen immer größer werden. Anfänglich taten sie ihren Unmut wortreich kund, in weiterer Folge schrien sie nur mehr, und bei Erreichen hoher Spannungen gaben sie schlussendlich nicht nur keine Antworten, sondern reagierten überhaupt nicht mehr. Die Versuchspersonen mussten also davon ausgehen, dass die Schüler entweder bewusstlos oder sogar tot waren. Der Versuchsleiter Milgram hielt die „Lehrer“ dazu an, im Namen der Wissenschaft weiterzumachen, die Spannung zu erhöhen und Elektroschocks zu applizieren, selbst wenn diese Versuchspersonen in ein ethisches Dilemma kamen.

Wie würde ich reagieren? Wie würden Sie reagieren? Würden Sie an diesem Experiment teilnehmen? Würden Sie Elektroschocks applizieren? Intuitiv wird Ihre Antwort wohl eher „Nein“ lauten, oder? Tatsächlich haben

bei Milgrams Experiment alle 40 Versuchspersonen zumindest Elektroschocks mit 240 Volt ausgeteilt. Jeder, der schon in den normalen Haushaltsstromkreis gekommen ist, weiß, wie extrem schmerzhaft diese Spannung ist. Und weiter haben insgesamt 26 Versuchspersonen Elektroschocks der höchsten Spannung verteilt, obwohl die Schüler gar keine Antworten mehr gaben (was gemäß Instruktionen als falsch zu beurteilen war) und auch sonst nicht mehr reagierten.

Die ursprüngliche Hypothese der außergewöhnlichen Obrigkeitshörigkeit der Deutschen war damit nicht mehr zu halten. Es folgten weitere ähnliche Experimente, die alle vergleichbare Ergebnisse brachten. Dabei wurden alle Geschlechter und unterschiedliche Kulturen untersucht – immer wieder erschütternde Erkenntnisse.

In dieselbe Kerbe schlägt auch ein weiteres historisches Experiment. Anfang der 1970er Jahre führte Philip Zimbardo (geb. 1933), übrigens ein Schulkollege des vorher erwähnten Stanley Milgram, an der Stanford-Universität das berühmt-berüchtigte Gefängnis-Experiment durch. Durch Zufallsauswahl wurden 24 psychisch unauffällige Studierende in zwei Gruppen aufgeteilt, Gefängniswärter und -insassen. Die Wärter sollten nun für Ruhe und Ordnung in einem fiktiven Gefängnis sorgen. Nach wenigen Tagen wurde das Experiment durch Zimbardo auf starkes Intervenieren seiner zukünftigen Gattin Christina Maslach (sie hat sich einem völlig anderen Forschungsgebiet der Psychologie verschrieben, der Burnout-Forschung) abrupt abgebrochen. Hauptgrund waren die sadistischen Exzesse der Wärter. Und auch das waren Menschen wie Sie und ich.

Philip Meyer hat 1970 im „Esquire“ einen Essay über das Milgram Experiment geschrieben. Der passende Titel: „If Hitler asked you to electrocute a stranger, would you?“ Natürlich nicht, oder? Aber im Lichte dieser Forschungsergebnisse bin ich mir nicht mehr sicher – weder über meine eigene Vorgehensweise noch über jene Fremder. Meyer hat die Ergebnisse konzis auf den Punkt gebracht mit: „In the beginning, Stanley Milgram was worried about the Nazi problem. He doesn’t worry much about the Nazis anymore. He worries about you and me, and, perhaps, himself a little bit, too“.

Nun, was hat das mit George Floyd und Ihnen oder mir zu tun? Gestatten Sie mir, dass ich vor der Beantwortung dieser Frage noch einen weiteren Aspekt der tragischen Geschichte beleuchte.

Die vier Polizisten, die zum Einsatz gerufen wurden, hatten eine Erwartungshaltung. Die „New York Times“ hat gerade die situativen Einflüsse näher beleuchtet. Dabei wurde klar, dass es beim Notruf widersprüchliche Aussagen über die Gefährlichkeit gab. Die Einsatzkräfte wurden gerufen, weil George Floyd angeblich Zigaretten mit einer gefälschten 20-Dollar-Note kaufen wollte. Im Notruf wurde auch angegeben, dass Floyd „ziemlich betrunken sei und die Kontrolle über sich verloren habe“, was nicht mit den tatsächlichen Ereignissen, die von Überwachungskameras gefilmt wurden, übereinstimmt. Als die Polizei am Tatort ankam, saß Floyd am Steuer eines Autos, wurde von den Polizisten befragt und dann aus dem Auto gezerrt. Die Überwachungskameras zeigen einen Menschen, der unter großer Anspannung stand und keinen Widerstand leistete. Er wurde zum Polizeiauto geführt, weigerte sich allerdings einzusteigen, weil er, eigenen Angaben zufolge, unter Klaustrophobie litt. Nach einigem Gezerre wurde Floyd zu Boden gedrückt, wo er dann unter der Gewalteinwirkung grausam erstickte.

Szenenwechsel. Das österreichische Annaberg im Jahr 2013. Drei Polizisten werden zur Kontrolle einer Person gerufen, von der man annahm, sie sei ein Wilderer. Tatsächlich waren in den Jahren zuvor viele Wildtiere widerrechtlich erlegt worden und man war dem Mann auf die Schliche gekommen. Bei der Amtshandlung wurden drei Polizisten und ein Sanitäter erschossen, ehe sich der Wilderer von Annaberg selbst das Leben nahm. Ähnlich wie bei der Tötung von George Floyd hatten die Polizisten ein völlig falsches Bild, als sie den vermeintlichen Wilderer aufsuchten. Sie hatten die – etwas romantisch verklärte – Vision eines knorrigen Alten mit langem grauem Bart und Gamsbart am Hut, der zwar Tiere, vielleicht um zu überleben, erlegt, nie aber auf Menschen schießen könnte. Die falsche Einschätzung der Lage sollte sich in der hohen Opferzahl darstellen. Wären die Beamten mit einer anderen Vorstellung zu der Kontrolle gefahren, hätte eventuell diese hohe Opferzahl vermieden werden können.

Wie beim Wilderer von Annaberg hatten auch die Beamten von Minneapolis möglicherweise ein völlig falsches Lagebild. Sie gingen von einem Betrunkenen aus, der sich nicht mehr unter Kontrolle hatte. Damit war deren Gewaltbereitschaft bereits erhöht. Zusätzlich berichtete die „Daily Mail“ von einem längeren Strafregister Floyds – Drogendelikte, Diebstahl, Hausfriedensbruch oder Raub mit einer tödlichen Waffe umfassend. Diese dürfte den einschreitenden Beamten vor Ort bei der Personenüberprüfung aufgefallen sein. Damit dürfte die potentielle Gefährlichkeit, die von der Person George Floyd ausging, verstärkt worden sein.

Lassen Sie mich zusammenfassen: Wir wissen aus der psychologischen Forschung, dass Menschen böse Dinge tun können. Menschen wie Sie und ich, die kein Kainsmal tragen und deren Bösartigkeit weder bekannt noch vorstellbar ist. In der passenden Situation, vermute ich, ist jede Person, gottgläubig oder nicht, zu unvorstellbaren Taten fähig.

Des Weiteren waren die Vorstellungen, die die Polizisten von Minneapolis hatten, als sie zum Tatort fuhren, völlig falsch. Ebenso passte das Strafregister nicht zum Verhalten George Floyds, das dieser letztendlich an den Tag legte. Die einschreitenden Polizisten mussten, anders als es die österreichischen Kollegen in Annaberg taten, von massiver Gewalt ausgehen. Und natürlich ist der strukturelle Rassismus in den USA (und auch in Europa) ein wesentlicher Einflussfaktor, der extrem viel Leid über die Betroffenen bringt. Der gewaltsame Tod Floyds ist so nicht entschuld-, aber erklärbar.

„Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie", sprach Jesus in Bezug auf eine Ehebrecherin. Ich weiß nicht, wie ich in der Situation als Polizist in Minneapolis gehandelt hätte. Bin ich auch zu so einer brutalen Tat fähig? Und fragen Sie sich nun, wie Sie reagieren würden? Ist Ihre Antwort immer noch so kategorisch wie zu Beginn meiner Ausführungen? Ich bin da wesentlich pessimistischer.

Phil Zimbardo übrigens hat sich in den letzten Jahren umorientiert. Nach den dramatischen Ergebnissen des Stanford Prison-Experiments hat er sich einem wesentlich positiveren Forschungsgebiet zugewandt. Er erforscht trotz seines hohen Alters nunmehr, wie eine Kultur der Zivilcourage entstehen und weiterentwickelt werden kann. Folgen wir ihm und versuchen es ebenso!

Zum Autor:
Mag. Stefan Rakowsky, MSc (Jahrgang 1973), ist forensischer, Militär-, klinischer und Gesundheitspsychologe und hat in Wien und Liverpool studiert. Er forscht und lehrt an der Landesverteidigungsakademie und an der Donauuniversität Krems. Er ist verheiratet und hat zwei Kinder.

KLAUS FLACK, VORSTANDSMITGLIED IM EVANGELISCHEN BUND SEIT OKTOBER 1966

Im September 1965 begann ich an der Lutherschule in Wien-Währing meinen Dienst als Volksschullehrer. Obmann des Evangelischen Bundes in Österreich war zu dieser Zeit der amtsführende Pfarrer von Währing, Mag. **Jakob Wolfer**, später Senior, dann Oberkirchenrat. Im Jahr 1966 fragte mich Jakob Wolfer, ob ich – da ich ja als Lehrer „des Schreibens und Lesens mächtig sei" – nicht Schriftführer im Evangelischen Bund sein wolle. Mein Vorgänger als Schriftführer hatte aus Gesundheitsgründen aufhören müssen. So willigte ich ein und dachte für mich, einige Zeit diese Tätigkeit auszuüben.

Die erste Vorstandssitzung, an der ich teilnahm, fand in der Sakristei der Lutherkirche in Wien-Währing statt, da damals der alte Gemeindesaal abgerissen und durch einen Neubau ersetzt wurde. Das Protokoll wurde einige Jahre hindurch handschriftlich erstellt. Im Jänner 1981 übernahm ich die Schulleiterstelle an der Lutherschule, und so war ich auch in der Lage, meine Berichte mit der Schreibmaschine zu tippen – zunächst mit Durchschlag.

Am 19. April 1983 wurde bei der Hauptversammlung, die in der Lutherkirche Wien-Währing stattfand, der damalige Pressepfarrer Mag. **Paul Weiland** zum Obmann und Pfarrer Dr. Christoph Weist zu seinem Stellvertreter gewählt. Paul Weiland veranlasste, dass die Jahreshauptversammlungen von nun an nicht mehr nur in Wien abgehalten wurden. So fanden sie an folgenden Orten statt:

1984 Stoob, Christuskirche
1987 Wiener Neustadt, Auferstehungskirche
1989 Kufstein, Johanneskirche
1990 Lutzmannsburg, Gemeindezentrum
1991 Rottenmann, Auferstehungskirche

1992 Thening, Kirche im Feld
1993 Annaberg, Naßwald und Neunkirchen, 90 Jahre EB und 90 Jahre Pfarrgemeinde Neunkirchen
1995 Wien 10, Gnadenkirche Herndlgasse
1997 Salzburg, Christuskirche
1999 Wien 1, Lutherische Stadtkirche
2001 Krems, Heilandskirche
2003 Felixdorf, Gasthof Grasl
2006 Wien 18, Lutherkirche
2011 Eisenstadt, Auferstehungskirche

Am 16. August 2015 verstarb der langjährige Obmann, Superintendent Mag. Paul Weiland, und am 22. September 2015 wurde Pfarrerin Dr. **Birgit Lusche** in der Vorstandssitzung zur Obfrau gewählt. In der nächsten Jahreshauptversammlung am 23. Oktober 2016 in Mitterbach/Niederösterreich wurde diese Wahl bestätigt.

Seit dem Jahr 1994 gab es regelmäßig Kontakt mit dem Evangelischen Bund in Hessen/Nassau bzw. auch mit dem in Kurhessen/Waldeck, die seit 2012 als EB/Hessen auftreten, durch gemeinsam abgehaltene Tagungen – einmal in Hessen, dann wieder in Österreich. Leider musste die Tagung im Jahr 2020 in Salzburg durch die Verbreitung des Corona-Virus abgesagt werden.

Meine Tätigkeit als Schriftführer des Evangelischen Bundes habe ich stets gern durchgeführt. Doch: Eins, zwei, drei, im Sauseschritt eilt die Zeit, wir eilen mit! Und so werde ich meine Stelle im Vorstand bei der nächsten Jahreshauptversammlung im Jahr 2021 – nach 55 Jahren – für einen Nachfolger/eine Nachfolgerin zur Verfügung stellen und ihm/ihr Gottes Segen für seine/ihre Tätigkeit wünschen.

Nachrichten aus aller Welt

Österreich

ÖRKÖ-VORSTAND FÜR FINANZIELLE GRUNDSICHERUNG

Der Ökumenische Rat der Kirchen in Österreich (ÖRKÖ) hat sich für eine Grundsicherung für alle in Österreich lebenden Menschen ausgesprochen. In einer am 25. Mai veröffentlichten Erklärung machen die Kirchen auf die am Höhepunkt der Corona-Krise fast 600.000 Arbeitslosen und mehr als eine Million Menschen in Kurzarbeit aufmerksam. Wenn man auch noch die Familienangehörigen hinzurechne, befinde sich ein hoher Prozentsatz der Bevölkerung in einer prekären Situation. „Auf diesem Hintergrund ist eine Grundsicherung für alle Menschen in diesem Land dringend notwendig", heißt es dazu wörtlich. Der ÖRKÖ-Vorstand erinnert zugleich an die Forderungen des „Ökumenischen Sozialworts" zur gerechten Verteilung von Arbeit und Einkommen. Die aktuelle Herausforderung könne zugleich Auftakt für eine klimafreundliche Ausrichtung der Wirtschaft und eine solidarische Gestaltung der Gesellschaft sein.

In einer weiteren Erklärung würdigt der ÖRKÖ-Vorstand die Beispiele „ökumenischer Gastfreundschaft" bei der Wiederaufnahme der öffentlichen Gottesdienste. Die Bedingungen für die Wiederaufnahme der öffentlichen Gottesdienste hätten einige ÖRKÖ-Mitgliedskirchen, die nur über kleine Gotteshäuser verfügen, in Bedrängnis gebracht. Umso erfreulicher sei es, dass ihnen die Möglichkeit geboten werde, in großen Gottesdiensträumen anderer Mitgliedskirchen liturgische Feiern abzuhalten. Der ÖRKÖ-Vorstand betrachtet diese oft spontan aufgebrochene Gastfreundschaft als ein erfreuliches Zeichen der Ökumene und ermutigt alle Mitgliedskirchen, diese Möglichkeit konkreter ökumenischer Hilfe anzubieten und in Anspruch zu nehmen.

LITURGIEWISSENSCHAFTLER PHILIPP HARNONCOURT VERSTORBEN

Der Grazer römisch-katholische Liturgiewissenschaftler und Ökumeniker Philipp Harnoncourt ist tot. Laut der Diözese Graz-Seckau starb der Grazer Theologe und frühere Grazer Ordinarius für Liturgiewissenschaft an der Uni Graz im Alter von 89 Jahren am 26. Mai in Grundlsee. Die Evangelische Kirche in der Steiermark werde Harnoncourts Stimme zum Lob Gottes im Chor der Ökumene vermissen, schrieb der steirische Superintendent Wolfgang Rehner in einer Aussendung. „Der nun Heimgegangene hatte ein feines Gehör für die Vielstimmigkeit in der Ökumene", so Rehner. Seinen „brillanten Intellekt" und den Humor Harnoncourts hob Superintendentialkurator Michael Axmann hervor.

In der ökumenischen Annäherung zwischen Katholischer und Orthodoxer Kirche zählt Harnoncourt zu den theologischen Vordenkern. Seit 1986 war er Mitglied des Vorstands der Ökumenischen Stiftung „Pro Oriente“, des Ökumenischen Rates der Kirchen in Österreich und der Ökumenischen Kommission der Österreichischen Bischofskonferenz. 1997 wurde er im rumänischen Sibiu/Hermannstadt zum Ehrendoktor in orthodoxer Theologie ernannt.

KÖRTNER: COVID-19-VIRUS IST GEKOMMEN, UM ZU BLEIBEN

Die Corona-Pandemie führt den Menschen ihre Endlichkeit und die Verletzlichkeit einer hochkomplexen Gesellschaft und ihrer sozialen Systeme vor Augen, betont der Wiener Theologe und Medizinethiker Ulrich Körtner. Unter dem Titel „Ethik in Zeiten von Corona“ sprach Körtner in einem Online-Seminar, zu dem der Kaiserswerther Verband am 20. Mai eingeladen hatte. „Die Krise infolge der Corona-Pandemie ist eine medizinische, politische, gesellschaftliche und ökonomische, aber auch eine ethische Herausforderung und Bewährungsprobe“, so der an der Wiener Evangelisch-Theologischen Fakultät lehrende Ethiker weiter. In der Krise träten Stärken und Schwächen gesellschaftlicher Teilsysteme wie Gesundheits- und Pflegewesen hervor. Zugleich sei das Risiko, an Covid-19 zu erkranken, auch innerhalb Europas ungleich verteilt. Es sei abhängig von Faktoren wie dem Einkommen, der beruflichen Stellung oder Wohnverhältnissen. Auch fiele der Genderaspekt ins Gewicht, betonte Körtner. Soziologen hätten eine Retraditionalisierung geschlechtsbezogener Rollenbilder in der Krise festgestellt. Die Corona-Krise werfe viele Gerechtigkeitsfragen auf und verschärfe die Lage besonders verletzlicher und marginalisierter Bevölkerungsgruppen.

„Religion ist in der säkularen Gesellschaft nicht systemrelevant“, kommentierte Körtner die Tatsache, dass Gotteshäuser geschlossen wurden, während Baumärkte und Gartencenter teils geöffnet blieben. Trotzdem warnte der Ordinarius für Systematische Theologie vor der theologischen Überhöhung der Krise. Auch schaffe der Verlust von Systemrelevanz für Theologie und Kirche neue Freiräume und sei nicht bloß zu beklagen. Kirche und Diakonie hätten die Aufgabe, Gottes bedingungslose Hinwendung zu den Menschen und seiner Schöpfung zu bezeugen.

TOLERANZGESPRÄCHE FRESACH BETRATEN DIGITALES NEULAND

Bei ihrer sechsten Austragung vom 27. bis 30. Mai haben die Europäischen Toleranzgespräche im Kärntner Bergdorf Fresach heuer zum ersten Mal online stattgefunden. „Wir alle haben gewusst, dass es ein Experiment wird und gezittert, ob es auch funktioniert“, so Manfred Sauer, Obmann des Veranstaltervereins „Denk.Raum.Fresach“ und Superintendent der Diözese Kärnten und Osttirol, in einer Aussendung. „Umso größer war die Erleichterung, dass die Internet-Leitungen weitgehend stabil blieben.“

Mit der Übertragung auf mehrere Plattformen habe man „Geschichte geschrieben“, bilanziert Sauer. Ihm sei in Österreich kein vergleichbares Projekt bekannt. „Uns geht es darum, zu zeigen, dass die ländlichen Regionen in der politischen Willensbildung und Entwicklungsarbeit nicht vergessen werden dürfen und dass auch von Kraftorten wie Fresach aus Impulse gesetzt und Politik gemacht werden kann.“ Man hoffe daher, dass die Leistung der Toleranzgespräche dazu führen werde, „regionale wie kulturelle Förderungen für die Regionen deutlich zu erhöhen“.

„CHRISTLICHE BEGEGNUNGSTAGE“: ABSCHIED UND AUSBLICK

Mit einer Videosammlung hat das Team der „Christlichen Begegnungstage 2020“ von allen Interessentinnen und Interessenten Abschied genommen. Zudem stellten die Veranstalter in einer Aussendung bereits die nächsten Begegnungstage in Aussicht. So habe sich die Evangelische Kirche der Böhmischen Brüder (EKBB) bereit erklärt, 2022 ein kleineres Zusammentreffen in Prag zu organisieren. Für 2024 plane die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-Schlesische Oberlausitz (EKBO) das Ökumene-Event in Frankfurt an der Oder. Die Christlichen Begegnungstage als Treffen europäischer Christinnen und Christen hätten von 3. bis 5. Juli in Graz stattfinden sollen. Aufgrund der Corona-Krise konnte das Treffen, das sich nach dem Fall des Eisernen Vorhangs aus einer Initiative der lutherischen Kirchen in Deutschland, Polen und der Tschechischen Republik entwickelt hatte, 2020 nicht stattfinden.

„EINZIGE VORAUSSETZUNG IST NEUGIERDE“: DIAKONIE STELLT „PLAUDERTISCHERL“ AUF

Mit einem neuen Projekt will die Diakonie Eine Welt gegen soziale Isolation und Einsamkeit vorgehen. In bislang 14 Lokalen und Nachbarschaftszentren in Wien sind „Plaudertischerl“ entstanden, an denen sich Menschen ohne Konsumzwang treffen und miteinander ins Gespräch kommen können. Dazu brauche es keine Anmeldung: „Die einzige Voraussetzung, um am Plaudertischerl teilnehmen zu können, ist Neugierde“, sagte Alexandra Gröller, Geschäftsführerin der Diakonie Eine Welt Sozial, in einem Auftaktgespräch im Café Vox Libri in Wien-Hernals am 27. Mai. Dass das Plaudertischerl ein konsumfreier Ort sei, sei wichtig, da soziale Isolation oft mit geringem Einkommen einhergehe. Betreffen könne sie aber jeden, mache auf Dauer krank und belaste die Psyche.

ETF: „RASSISMUS UND ANTISEMITISMUS KÖNNEN SICH NICHT AUF BIBEL BERUFEN“

Die Evangelisch-Theologische Fakultät der Universität Wien hat den Missbrauch der Bibel durch Donald J. Trump im Zusammenhang mit den Auseinandersetzungen um Rassismus in den USA scharf verurteilt. „Die Bibel wie ein Feldzeichen zu verwen-

den und sich als angeblicher Beschützer der Christen mit der Bibel in der Hand vor einem Kirchengebäude zu inszenieren – das zerstört die biblische Botschaft der Nächstenliebe, Feindesliebe und Barmherzigkeit", heißt es in einer Stellungnahme der Fakultät, die am 5. Juni veröffentlicht wurde.

Darin distanzieren sich die in Wien lehrenden theologischen Forscherinnen und Forscher deutlich von dieser missbräuchlichen Verwendung der Bibel. Wenn mit dem Symbol der Bibel Gewalt gerechtfertigt werde, wiederhole sich ein „fataler Fehlgriff, der zu Leid und Unterdrückung über Jahrhunderte beigetragen hat". Zu oft schon seien im Namen der Bibel oder im Namen des christlichen Gottes Gewalt gerechtfertigt, Kriege geführt und Verurteilungen ausgesprochen worden. Zugleich, so die Theologinnen und Theologen weiter, „sind wir bemüht, die alle Spaltungen überschreitende Botschaft von Gottes Liebe, die sich in der Bibel des Alten und des Neuen Testaments gleichermaßen findet, vor denen zu verteidigen, die sie leugnen. Christen und Christinnen aus allen Gesellschaftsteilen, jeder Hautfarbe und jeder Herkunft haben aus der Bibel gelernt, Menschen ohne Unterschiede als Geschöpfe Gottes zu respektieren und ihnen in Liebe zu begegnen. Rassismus und Antisemitismus können sich nicht auf die Bibel berufen."

ÖKUMENISCHE FEIER ZUM ORTHODOXEN PFINGSTFEST

Die Einheit der Christen, die Eindämmung der Corona-Pandemie und die Überwindung der Rassendiskriminierung stellte der Vorsitzende des Ökumenischen Rates der Kirchen in Österreich (ÖRKÖ), Rudolf Prokschi, in den Mittelpunkt einer ökumenischen „Begegnung im Gebet" am orthodoxen Pfingstmontag, 8. Juni. Die Feier fand in Anwesenheit des auch für Österreich zuständigen und in Nürnberg residierenden Metropoliten für Zentraleuropa, Serafim Joanta, in der rumänisch-orthodoxen Pfarrkirche in Wien-Simmering statt. Angesichts der Tatsache, dass das Dreifaltigkeitsfest heuer in der orthodoxen, römisch-katholischen und evangelischen Tradition terminlich zusammenfiel, erinnerte Prokschi an die Verehrung des dreifaltigen Gottes als „das Kernstück des christlichen Glaubens". Ausgehend von den jüdischen Wurzeln im Glauben an Gott, den Schöpfer, feiere die Christenheit zu Weihnachten die Menschwerdung des Wortes Gottes, zu Ostern Tod und Auferstehung Jesu und zu Pfingsten die Sendung des Heiligen Geistes.

BISCHOF CHALUPKA: ENGAGEMENT FÜR LEBENDIGE KIRCHE IMMER WILLKOMMEN

Auf Beschluss des Evangelischen Oberkirchenrates A.B. ist die „Christusbewegung für Bibel – Bekenntnis – Erneuerung der Kirche" als kirchlicher Verein anerkannt worden. Das teilte die Bewegung, die nach eigenen Angaben „auf der Grundlage von Bibel und Bekenntnisschriften für eine Erneuerung der Kirche" eintritt, in einer Aussendung mit. „Wir glauben, dass Kirche dann neu wird, wenn sie sich auf

ihre ursprüngliche Kraft besinnt und daraus Kirche für heute formt“, betont darin Reinhard Füßl, Kurator der evangelischen Tochtergemeinde Windischgarsten und Obmann des Trägervereins der Christusbewegung. Man wolle „ein klares Profil zeigen“ und „zu unserer evangelischen Identität stehen“. Dazu gehöre, mit einem „lebendigen Jesus Christus“ zu rechnen, der „Bibel zu vertrauen“ sowie das gemeinsame Engagement von Ehrenamtlichen und Hauptamtlichen: „Mit unserem Glauben verändern wir die Welt! Nicht die Welt verändert uns“, so die Christusbewegung.

Der Oberkirchenrat habe gerne die Anerkennung der Christusbewegung als evangelisch-kirchlicher Verein ausgesprochen, so Bischof Michael Chalupka gegenüber dem Evangelischen Pressedienst für Österreich: „Das Engagement mündiger Christinnen und Christen für eine lebendige, missionarische Kirche, die ihrem Auftrag treu ist, ist immer herzlich willkommen. Als Bischof freue ich mich über jede Bewegung, die in positiver Weise mithilft, die Kirche ständig zu erneuern, wie es uns von Martin Luther aufgetragen ist.“

RELIGIONSVERTRETER STELLEN SICH HINTER KLIMAVOLKSBEGEHREN

Die Vertreter von sechs österreichischen Kirchen und Religionsgemeinschaften haben ihre Unterstützung für das Klimavolksbegehren ausgesprochen. Bei einer gemeinsamen Pressekonferenz am 24. Juni erklärten der evangelisch-lutherische Bischof Michael Chalupka, der römisch-katholische Kardinal Christoph Schönborn, Ümit Vural, Präsident der Islamischen Glaubensgemeinschaft (IGGÖ), der serbisch-orthodoxe Bischof Andrej Ćilerdžić, Gerhard Weissgrab, Präsident der Buddhistischen Religionsgesellschaft (ÖBR), und Oskar Deutsch, Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde Wien (IKG), die Bedeutung der Klimafrage aus einer religiösen Perspektive.

„Die Religionsgemeinschaften sind dafür da Hirne und Herzen zu bewegen“, rief Bischof Michael Chalupka in seinem Statement dazu auf, mit dem eigenen Bewusstsein wissenschaftlichen Problemanalysen und Lösungsansätzen zu folgen. Wie das schnell und konsequent geschehen könne, habe man zuletzt in der Corona-Krise gesehen. Es sei den Menschen aufgetragen, die Erde zu bewahren und nicht zu zerstören. Auch dürfe man nicht auf „Klimaapartheid“ hoffen und darauf, dass „es uns in Europa nicht so schlimm treffen wird“.

Chalupka verwies zudem auf Maßnahmen, die die Evangelische Kirche in der vergangenen Jahren bereits gesetzt habe, etwa die Ausarbeitung eines Nachhaltigkeitsleitfadens oder die Entwicklung der „Klimakollekte“ als Kompensationsfonds für derzeit noch unvermeidbare CO_2-Emissionen: „Wir wissen aber, dass das nur ein Zwischenschritt sein kann.“ So wie die Kirche alles daran setze, die Pariser Klimaziele zu erreichen, seien dahingehende Anstrengungen auch von der Regierung zu erwarten.

EVANGELISCHE KIRCHE BEGRÜSST GEPLANTE EINFÜHRUNG DES ETHIKUNTERRICHTS

Die Evangelische Kirche A.u.H.B. in Österreich begrüßt die geplante Einführung eines Pflichtgegenstandes Ethik ab der 9. Schulstufe für all jene Schülerinnen und Schüler, die keinen konfessionellen Religionsunterricht besuchen. In der von Bischof Michael Chalupka und Oberkirchenrat Karl Schiefermair unterzeichneten Stellungnahme des Oberkirchenrates A.u.H.B. wird daran erinnert, dass sich die Evangelische Kirche bereits seit den 1990er Jahren für die Einführung des Ethikunterrichts, wie er nun geplant ist, eingesetzt hat.

Neben dem grundsätzlich positiven Votum weist die Evangelische Kirche in der Stellungnahme jedoch auch auf Problemfelder hin. Zum einen sei die Stellung des Religionsunterrichts an den Berufsschulen ungeklärt. So ist Religion an Berufsschulen in Tirol und Vorarlberg Pflichtgegenstand, sonst Freigegenstand. Das wiederum lasse eine bundesweite und einheitliche Bestimmung über die Einführung eines Pflichtgegenstandes Ethik nicht zu. Hier regt die Evangelische Kirche an, die Bestimmungen dahingehend zu ändern, dass Religion Pflichtgegenstand an allen berufsbildenden Pflichtschulen wird.

Ferner fordert die Evangelische Kirche in der Stellungnahme die Aufnahme der Theologie als Bezugswissenschaft zum Ethikunterricht, eine Forderung, die bereits auch die Dekane der theologischen Fakultäten gemeinsam erhoben haben. Zudem merkt die Evangelische Kirche an, dass sie mittelfristig auch die Ausweitung des Ethikunterrichts auf die Sekundarstufe I und die Primarstufe begrüßt. Gleichzeitig wolle sie, so die Evangelische Kirche in der Stellungnahme, zu einem „konstruktiven Miteinander des Ethikunterrichts und des Religionsunterrichts“ an den Schulstandorten beitragen.

Ausland

BEDFORD-STROHM: CORONAKRISE WIRD FUNDAMENTALE FOLGEN HABEN

Der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Heinrich Bedford-Strohm, prophezeit gesellschaftliche Veränderungen durch die Folgen der Corona-Pandemie. In einem Gastbeitrag in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ (25. Mai) schreibt er, die Corona-Krise werde „fundamentale Folgen für die sozialpsychologischen, sozialkulturellen und sozialspirituellen Tiefenstrukturen unserer Gesellschaft haben“. Bedford-Strohm äußert sich in dem Beitrag auch zu Vorwürfen gegen die Kirchen, sie hätten in der Krise versagt.

Vergangene Woche hatte die ehemalige Thüringer Ministerpräsidentin Christine Lieberknecht (CDU) den Kirchen vorgeworfen, Schwache und Kranke alleingelassen zu haben. Das hatte Widerspruch hervorgerufen. Bedford-Strohm, der auch bayerischer Landesbischof ist, wandte sich gegen theo-

logische Deutungen, die Corona-Pandemie sei eine Strafe Gottes. Versuche, Gott zu erklären, führten nicht weiter. Das Staunen über Gottes Unbegreiflichkeit gehöre zum Glauben dazu. Aber durch Jesus Christus, in dem sich Gott offenbart habe, sei deutlich zu sehen, dass Gott kein „Rachedämon" sei. Er schicke kein Virus, um Menschen zu bestrafen, und dazu noch so, dass damit zuallererst die Schwachen und Verletzlichen getroffen würden.

EKD GIBT TIPPS FÜR GESCHLECHTERGERECHTE SPRACHE

Die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) wirbt für eine geschlechtergerechte Sprache. „Gott hat uns Menschen vielgestaltig geschaffen, dazu gehört auch die geschlechtliche Vielfalt", erklärte die Leiterin des Referates für Chancengerechtigkeit der EKD, Kristin Bergmann, am 26. Mai in Hannover zum DiversityTag. Deshalb sei es wichtig, auch bei Formulierungen diese Vielfalt im Blick zu haben. Mit der Verwendung nur der männlichen Form würden nicht alle Menschen gleichermaßen mitgemeint und repräsentiert.

Durch den Wandel des Personenstandsrechts, das seit 2018 neben „männlich" und „weiblich" mit „divers" eine dritte Geschlechtskategorie kenne, erhalte ein geschlechtergerechter Sprachgebrauch neue Aufmerksamkeit, heißt es in der Broschüre „Sie ist unser bester Mann! – Wirklich? Tipps für eine geschlechtergerechte Sprache". Das von der EKD und dem Evangelischen Werk für Diakonie und Entwicklung herausgegebene Faltblatt ist jetzt in einer überarbeiteten Neuauflage erschienen. „Geschlechtergerechte Sprache kommt ohne unverständliche Wortungetüme und Sprachvorschriften aus", erklärten die Autoren.

GOTTFRIED LOCHER ALS GEKE-PRÄSIDENT ZURÜCKGETRETEN

Nach seinem Rücktritt als Präsident der Evangelischen Kirche Schweiz ist Gottfried Locher auch von seinem Amt als Präsident der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE) mit Sitz in Wien zurückgetreten. Das gab die GEKE in einer Presseaussendung vom 26. Juni bekannt. Der Rat als Leitungsgremium der GEKE habe bei seiner Videotagung am selben Tag den Rücktritt Lochers entgegengenommen. Mit der Geschäftsführung im Präsidium wurde kommissarisch John Bradbury von der United Reformed Church (London) betraut. Locher war seit der Vollversammlung 2012 in Florenz Mitglied des Präsidiums der GEKE gewesen und wurde 2015 nach dem Tod von Bischof Friedrich Weber zum geschäftsführenden Präsidenten gewählt. Als besonderen Meilenstein seiner Amtszeit nannte Locher die Vollversammlung der GEKE im Basler Münster 2018. Das Präsidium der GEKE wird aus drei Mitgliedern des Rates gebildet. Eine Nachwahl auf die freiwerdende dritte Position (neben John Bradbury und Miriam Rose aus Deutschland) ist für die nächste Ratssitzung im Jänner 2021 in Straßburg vorgesehen.